N . ., den 19. März 18 . .

Mit ganz besonderer Andacht habe ich mich in diesem Jahre auf den heutigen Tag, auf das Fest des hl. Joseph, vorbereitet. Vertrauensvoll, mit inniger Verehrung und Liebe habe ich mich in seine Vaterarme geflüchtet, ihm all mein Leid geklagt und ihn um seinen mächtigen Schutz und seine Fürbitte gefleht. Zu seiner besonderen Verehrung und um seines Schutzes würdiger zu sein, habe ich heute Morgen die hl. Kommunion empfangen. In dieser traurigen Zeit bedarf ich gewiß einer ganz besonderen Gnade; denn schwere, trübe Gedanken lasten gar oft auf meiner Seele. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß es nicht, und manchmal schon habe ich zu Gott gefleht, er möge mich doch zu sich nehmen. Aber das mag wohl Feigheit sein. Gerne möchte ich erlöst sein von dieser bösen Welt, befreit von allen Kämpfen und Leiden. Gott verzeihe mir, wenn ich bisweilen solche törichten Gedanken gehabt. Nein, ich will gerne leiden und mit dem Heiland am Oelberge sprechen: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Er weiß, was für mich am besten ist, und er wird mich, wenn ich fest auf ihn vertraue, nicht verlassen. Gott verläßt die Seinen nicht, er wird meine Bitten nicht unerhört lassen. Maria und Joseph, sie mögen unsere Beschützer, unsere Zuflucht sein im Leben und im Tode. Heiliger Joseph, du besonderer Schutzpatron der Jugend, erlange mir an deinem heutigen Festtage die Gnade eines willigen Gehorsams, besonders gegen den Ruf der Gnade, einer großen Herzensreinheit und eines recht innerlichen Lebens. Lieber Vater Joseph, bitte für mich. O Maria, erzeige dich als meine Mutter!

Der Kreuzweg der armen Margret.

Erzählung von L. Rüdling.

7. Margret unter Christi Kreuz.

Als die heilige Karwoche herankam und die ersten Frühlingsblumen in den Anlagen zu sprossen anfingen, da sah man eines Tages eine Frau aus der Türe des Marienhospitals treten und den Weg nach der Kastanienallee einschlagen. Es war Frau Erlau, die nun nach einer Reihe von Wochen wieder soweit hergestellt war, daß sie als gesund in die Bücher des Krankenhauses eingetragen werden konnte. Wie freute sich die Frau, als sie wieder durch die Straßen ging, die schon so lange ihr Fuß nicht mehr durchschritten hatte. Aber nun zog sie's heim in ihr enges Stübchen im Hinterhäuschen. Doch zuvor wollte sie Margret in Finkensteins Villa abholen.

Denn es war ihr klar, daß nun doch auch wieder das Kind mit ihr heim mußte. So gern sie selber heimkehrte, so deutlich wußte sie sich den Schmerz ihres Kindes aus, das nun wieder in die engen und dürftigen Verhältnisse zurück sollte. Aber es war ja schon mehr als gütig von der Doktorsfamilie gewesen, daß sie ihr Kind so lange behalten, so gut gepflegt und so überreich mit neuen Kleidern beschenkt hatte.

Unter solcherlei Gedanken erreichte sie die Kastanienallee und schellte. Die Frau Doktor nahm sie besonders gütig auf und lud sie ein, mit ihr ins Wohnzimmer zu kommen. Dort ließ sie Frau Erlau Platz nehmen und fragte: „Nun, liebe Frau, wenn sie nun wieder gesund sind, womit gedenken Sie sich denn jetzt wieder zu beschäftigen? Denn ich fürchte, daß schwere Arbeit Sie noch zu sehr angreift." Da meinte die Witwe: „Nun, ich werde eben wieder zu meiner Arbeit zurückkehren, mit der ich mich vor meiner Krankheit durchgeschlagen. Ich werde wieder nähen und irgendwo wieder eine Monatsstelle zu bekommen suchen." Die Frau Doktor sagte: „So, so", und behielt ihre übrigen Gedanken schön für sich. Und dann kam sie auf die kleine Margret zu sprechen. „Sie wollen uns wohl das Kind heute wieder wegholen, Frau Erlau?" fragte sie mit einer gleichgültigen Miene, während ihr innerlich das Herz laut klopfte. „Ja, das will ich, Frau Doktor," sagte die Witwe, „und ich wollte mich zugleich bedanken für all das viele Gute, was Sie an mir und Margret getan. Ich wäre glücklich, wenn ich etwas von meiner Schuld mit der Zeit abverdienen könnte." Frau Doktor Finkenstein wollte von „abverdienen" nichts wissen; und von dem, was sie wußte, sagte sie nichts. Dafür wollte sie aber einmal, bevor Margret ihr Haus verließe, ihrer Mutter das Stübchen zeigen, in welchem seither ihr Kind gewohnt. Dort würde sie es auch jetzt in Gesellschaft von Gustchen finden.

Und so schritten denn die beiden Frauen hinüber, und es hätten keine Mütter sein müssen, wenn ihnen nicht in diesem Augenblick das Herz übervoll gewesen wäre — der einen, weil sie ein Kind wiederfand, der anderen, weil sie an den Verlust eines Kindes dachte.

Auf dem weichen Teppich in Gustchens Zimmer wurden die Schritte der Kommenden unhörbar, so daß die beiden Kinder nebenan im Kunststübchen ihr Nahen gar nicht merkten, obwohl ihre Türe halb offen stand. Frau Doktor ließ durch einen Wink die Witwe vortreten, legte den Finger auf die Lippen und bedeutete ihr, in das Stübchen hinein zu schauen. Da bot sich ihr ein rührender Anblick. Das reiche und das arme Kind knieten hart nebeneinander auf dem Betstuhl, als wären sie zwei Schwestern. Und vor dem Standbild der Gottesmutter brannten die Kerzen, und an dem Kreuzbalken, der leer hinter der Gruppe emporragte, hing ein Kranz von duftenden Fliederblüten, die der Gärtner gebracht. Die Kinder, die mit dem Rücken nach der Tür knieten, ahnten nichts davon, daß sie belauscht wurden, und beteten ruhig abwechselnd ihren Rosenkranz weiter.

Frau Erlau erschauerte innerlich, als sie nach so langer Zeit ihre Margret wieder einmal laut beten hörte. Und was betete sie? Eben hörte sie ihre helle Stimme wieder sagen: „. . . . und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus, der für uns gekreuzigt worden ist." Da dachte sie zurück an jene Stunde vor der letzten Adventszeit, wo Margret ihr daheim am Krankenbett denselben Rosenkranz vorgebetet hatte . . . und wie dann der Herr Pfarrer dazu kam und ihre Margret in den Kommunionunterricht aufnahm . . . und wie viel schwere Wochen dann folgten, und wie viel Seltsames seitdem geschah bis auf den heutigen Tag! Und Gott hatte schließlich alles so gnädig gefügt!

Bei diesem Gedanken war Frau Erlau unwillkürlich niedergekniet, und die Dame hinter ihr folgte ihrem Beispiel. Und so beteten die beiden Frauen leise den Rosenkranz bis zum Ende mit. Und dann sahen sie es heimlich mit an, wie Gustchen die Kerzen auslöschte und dabei zu Margret sagte: „Du, Margret, ich glaub, das hat der Mutter Gottes doch arg weh getan, als sie ihren Sohn tot am Kreuze hängen sah, und wußte nicht einmal ein Grab für ihn — meinst du nicht auch?" Und Margret meinte, es müßte ihr wohl schrecklich leid getan haben, und sie wäre wahrscheinlich am liebsten mit ihm gestorben. In diesem Augenblick drehte sich Gustchen um und rief mit heller Stimme: „Ei, Margret — siehe da deine Mutter!"

Im nächsten Augenblick hielt Margret den Hals ihrer Mutter umschlungen und sagte mit dem naiven Stolz eines Kindes: „Guck nur mal, Mutter, wie schön ich hier wohne, gefällt dir das nicht?" Da schnitt es der Frau Erlau ordentlich ins Herz hinein, während sie, mit Mühe sich beherrschend, die Worte herauspreßte: „Ach ja, schön — sehr schön — zu schön für dich, armes Kind! Denn es wird dir schwer werden, das alles nun wieder für immer verlassen zu müssen. Eben bin ich gekommen, dich mit mir heimzunehmen! Komm also, Margret, sag diesem Stübchen, diesem Heiligenbild, diesem lieben Kind da und seiner guten, edlen Mutter Lebewohl und bedanke dich nochmals für alles!"

Die arme kleine Margret war bei diesen Worten ihrer Mutter einige Schritte zurückgewichen und sah sie mit starren Augen an. Ihr eben noch so blühend und frisch aussehendes Gesichtchen verfärbte sich plötzlich und wurde totenblaß. Das schwache Kinderherz zitterte unter den Wogen neuer Schmerzen, die plötzlich über dasselbe hereinbrachen . . .

War sie jetzt wieder aus einem Paradies des Glückes auf ihren alten Kreuzweg versetzt worden? Und war das heute vielleicht ihre neunte Stunde auf Kalvaria, wo sie rufen mußte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" War das die Stunde, wo sie mit dem Heiland sagen wollte, sie hätte nun nichts mehr hier, wohin sie ihr Haupt legen könnte?

Wer will es dem unglücklichen Kind verargen, wenn es unter der Wucht solcher Gedanken nicht ruhig bleiben konnte, sondern in ein leises, trost- und hoffnungsloses Weinen ausbrach? In diesem Augenblicke eilte Gustchen mit lauter Klage auf ihre Gespielin zu, umschlang sie mit ihren Armen und rief jammernd: „Margret, ich laß dich nicht fort — du mußt bei mir bleiben!" Und bei diesen Worten schluchzte sie so laut, wie sie seit dem Tode des kleinen Kuno nicht mehr geweint. Da sagte die Frau Doktor zu Margrets Mutter, während sie sich selber der Tränen kaum erwehren konnte: „Sehen Sie doch, Frau Erlau, wie lieb die beiden Kinder einander haben! Bringen Sie es übers Herz, die beiden voneinander zu reißen? Möchten Sie uns das Kind nicht für immer hier lassen?"

Da rief mit schmerzlicher Ergriffenheit die arme Witwe: „O, Frau Doktor, wohl bin ich arm und unglücklich gewesen. Aber mir war doch immer meine kleine Margret geblieben! Sie war mein Trost im Leid und meine einzige Hoffnung für die Zukunft, und wenn ich sie jetzt hierlassen und einsam in meine elende Wohnung zurückkehren . . ."

Weiter konnte die Frau nicht sprechen. Denn in diesem Augenblick fühlte sie sich von den Armen Margrets umklammert, und sie hörte ihre süße Stimme sagen: „Mutter, weine doch nicht, ich gehe mit dir!" Da hielt die Witwe jubelnd ihr Kind umfangen und wußte nun, daß auch die Tage des Glückes nichts an dem Edelsinn dieser Kindesseele geändert und verdorben hatten.

Klein Margret aber erstieg in jener Stunde den Gipfel ihres Kalvarienberges, ließ die letzten Träume von Glück, Reichtum und allem, was die Welt einem Kindergemüt an Hoffnungen vorgaukelt, sterben und stand so arm wie das ärmste aller Kinder Evas unter Christi Kreuz.

Nach fünf Minuten verließ sie an der Hand ihrer Mutter die reiche Villa in der Kastanienallee und schritt nach der Altstadt, während ein paar verweinte Mädchenaugen ihr aus dem Fenster des Kunststübchens nachschauten.

Güldene Brockensammlung.

Die erste Monstranz.

In Gremberg bei Köln, wo Tag und Nacht — Vorüber das Dampfroß schnaubt — Da hat man vor Wochen in frecher Tat — Das arme Kirchlein beraubt.

Ciborien, Kelche und auch die Monstranz — Die nahmen die Diebe mit — Wie traurig, als nun in der Morgenfrüh — Der Rektor die Kirche betritt.

Sieht da die Verwüstung am heiligen Ort — Den Altar beschmutzt, das Tabernakel leer — Mit Tränen denkt er in seiner Not — Wo kommt nun Hilfe mir her.

Nun seht, wie schön sich das hat gemacht — Soeben die erste Monstranz — Der fleißige Goldschmied hat fertig gestellt — Sie leuchtet in goldenem Glanz.

Da rief ich denn schleunigst mit frohem Sinn — Den Rektor ans Telephon — Und künde ihm an, wenn recht brav er wär — Schickt bald eine Monstranz ich ihm schon.

Der Goldschmied denn bald zum Gremberg ging — Und hat die Monstranz hingebracht — Zurückgekehrt erzählt er, dem Rektor hab — Das Herz drob im Leibe gelacht.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß ein Goldstückchen von 10 Mark. Ungenannt P. P. von Neuß 41,50 Mark und ein alter Taler. Ungenannt von Neuß ein silbernes Messer. Ungenannt von Neuß 20 Mar . Ungenannt von Neuß ein goldener Ring. Ungenannt von Neuß ein silberner Einsatz nebst einer Kleinigkeit. Ungenannt von Neuß ein Kreuzchen. Ungenannt von Grimlinghausen ein Kreuzchen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Das St. Quirinusblatt kostet durch die Post bezogen 30 Pfennig pro Quartal.

„Autorisé par la censure"



Nr. 13. Sonntag, 30. März. 1919.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 30. März: Quirinus.
Montag, 31. März: Balbina.
Dienstag, 1. April: Hugo.
Mittwoch, 2. April: Franz v. P.
Donnerstag, 3. April: Richard.
Freitag, 4. April: Isidor.
Samstag, 5. April: Felix.

Sonntagslesung.

Widerstehe den Versuchungen!

So lange wir auf Erden leben, können wir nicht ohne Versuchung und Trübsal sein, denn „des Menschen Leben auf Erden ist viel Kampf und Plage". Es ist kein Vollkommener so vollkommen, kein Heiliger so heilig, daß er nicht noch manchmal zum Bösen versucht würde. Denn auch die Heiligen sind Menschen und ein Mensch sein und von allen Versuchungen frei bleiben, ist schlechterdings nicht möglich. Es ist kein Stand so heilig, kein Ort so abgelegen, wo Versuchung und Trübsal nicht Eingang fände.

Ist eine Versuchung überstanden, so folgt die zweite der ersten auf dem Fuße. Auch zu leiden gibt es für uns immer etwas. Viele wollen den Versuchungen aus der Schule laufen und fallen im Laufen, wie die kleinen Kinder, dann erst recht.

Wachsamkeit und die Beobachtung der inneren ungeordneten Neigung durch die besondere Gewissenserforschung, dann Kampf, besonders gegen den Lieblings- und Charakterfehler, frommes Gebet, das den Teufel verjagt, endlich Demut und Geduld, immer wieder erneute, auf einen Punkt gerichtete Vorsätze, das sind die Waffen, die man gegen die Versuchungen gebrauchen muß.

Im übrigen sind Versuchungen und Trübsal der Prüfstein, der den ganzen Wert des Menschen und besonders seine Fortschritte im Guten entscheidet. Sie sind die Feuerprobe, die der Tugend neuen Wert verschafft und das verborgene Gute an das Tageslicht hervorzieht.

Thomas von Kempen, I. 13.

Nimm gern Rat an in Versuchung;
Angefocht'nem sei nicht strenge.
Tröst' ihn, wie, versucht, ein Trostwort
Wünsch'st auch du, daß dir erklänge.

Die Brotvermehrung.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Zur Erhaltung des leiblichen Lebens bedarf er der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung: das alles ist unter dem Brote zu verstehen, um das der Herr uns beten gelehrt.

Mit einem wunderbaren Brote speist einstmals Gott das israelitische Volk, als es auf seinem Wüstenzuge nach Brot schrie.

Von einer wunderbaren Brotvermehrung berichtet uns das heutige Evangelium. Die großen Volksscharen, die heilsbegierig dem Herrn auf den Berg gefolgt sind, sättigt er mit wenigen Broten und Fischen, die er durch seinen allmächtigen Willen vermehrt hat.

Ein ähnliches Wunder sehen wir Tag für Tag sich vor unseren Augen vollziehen in der Ernährung aller Menschen auf dem Erdenrund, die dadurch ermöglicht wird, daß aus wenigen Samenkörnern reichere Saaten erspriessen.

So hat sich Gott auf außerordentliche Weise wiederholt in der Offenbarung als den allmächtigen Herrn der ganzen Schöpfung gezeigt, der alles kann und für alles sorgt, dessen Vateraugе alles sieht und dessen Vaterherz in Liebe für die Menschen schlägt. Laß dir nur das Vertrauen auf ihn nicht aus dem Herzen reißen! Bei ihm suche Erleichterung in deinen Mühsalen, ihm klage deine Not, ihm trage deine Anliegen vor. Ewig wahr bleibt: „Wer auf Gott vertraut, hat stark gebaut!"

Man könnte sagen: Ja, ist dem dann auch wirklich so? Liest man denn nicht alle Tage von der Deutschland drohenden Hungersnot und hungern nicht wirklich viele Tausende? Aber ist Gott der Herr daran schuld? Denkt man auch daran, wie viel Lebensmittel im Kriege ins Meer versenkt wurden durch die Uboote, wie viele zerstört und zertreten und verschlendert wurden, bei all den Plünderungen im Kriege und jetzt von denen, die meinen, das gehöre zur Revolution? Wie viele Quadratmeilen des schönsten Ackerlandes haben die Granaten unterwühlt, auf denen Gott der Herr wollte wachsen lassen, was viele Tausende bedurften. Nein, nein, Gott ist ein gütiger, ein getreuer Gott! Aber die Menschen mit ihrem bösen Willen fallen ihm immer in den Arm. — Und dann wollen sie Gott dafür verantwortlich machen, wenn es ihnen schlecht geht.

Das leibliche Leben erhält der Mensch durch die irdische Nahrung. Auch das übernatürliche Leben der Seele, das in der hl. Taufe ihr eingepflanzt wurde, bedarf zu seiner Erhaltung der Nahrung. Diese Nahrung ist das allerheiligste Sakrament des Altars. „Das Brot, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt." Da erneuert sich in geheimnisvoller Weise das Wunder der Brotvermehrung, nicht bloß für fünftausend, sondern für alle die Millionen, die nach dem wahren Brote des Lebens verlangen. Das ist das wunderbare Himmelsbrot, das die Seele nährt und heiligt, sie erfrischt und erquickt, sie stark und widerstandsfähig macht gegen das Böse. Hier haben die christlichen Märtyrer, schwache Kinder, zarte Jungfrauen, zitternde Greise jene übermenschliche Stärke sich geholt, daß sie freudig ihrem Henker entgegeneilten. Hier ist so manches Leid gestillt, so manche Träne getrocknet worden von dem, der gesagt hat: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Die Kreuztragung.

Mit dem Kreuz auf wundem Rücken — Wankt der Gottessohn daher. — Ach, wie schwer die Balken drücken, — Uns're Sünden, ach wie schwer.

Dreimal fällt der Dulder nieder — Unter seiner schweren Last; — Dreimal reißen sie ihn wieder — Auf in grausam wilder Hast.

Fromme Frauen sehn's und weinen, — Jesus aber tröstend spricht: — Weint um euch und eure Kleinen, — Ueber mich nur weinet nicht!

Wenn's euch schon erfüllt mit Grauen, — Dies am grünen Holz zu sehn, — Welcher Schreck erst, müßt ihr schauen, — Was am dürren wird geschehn.

Dürres Holz, in diesem Bilde — Hast du, Herr, mich offenbart, — Mich, den du voll Gnad' und Milde — Vor dem Höllenfeu'r bewahrt.

Und da dürft ich feige klagen, — Immer noch begreif ich's nicht, — Daß mit dir das Kreuz zu tragen — Ist des Christen erste Pflicht?

Ja, mit Freuden will ichs tragen, — Denkend meiner großen Schuld, — Guter Gott, vergib mein Klagen; — Gib zum Kreuz mir die Geduld.

Zur ersten Liebe zurück.

I.

Trotz des Widerspruches, den das Christentum von allen Seiten erfährt, bleibt es für unzählige Seelen ein Halt in den Stürmen und ein Trost in den Nöten des Lebens. Immer noch ist es eine reiche Quelle aufopfernder Liebe und treuer Pflichterfüllung, immer noch findet es viele bereit, für seine Zwecke zu leben und zu sterben. Gleichwohl droht ihm große Gefahr, und zwar von einer Seite, von der man es früher nicht gekannt, eine Gefahr, die um so größer ist, weil sie breite Schichten ergreift.

Früher blieb die Verneinung des Christentums auf engere Kreise, namentlich auf die höheren Schichten der Gesellschaft beschränkt, heute ergreift sie breiteste Massen und versetzt sie bald in stumpfe Gleichgültigkeit, bald in wilden tempelstürzenden Haß. Man kann nicht in einer Klasse der Eisenbahn, in der Leute aus den arbeitenden Volksschichten sitzen, oder in einer Elektrischen fahren, ohne daß man gewärtigen muß, die wüstesten Beschimpfungen gegen die Geistlichen und die heftigsten Brandreden gegen die Kirche und die Religion zu hören.

Und doch, gerade wie bei Entstehung des Christentums die Menschen die Kraft des Sieges über seelisches und leibliches Elend nur im Vertrauen und im Glauben an Gott und an Christus, den er zu unserer Erlösung auf die Erde gesandt, gefunden haben, so ist es noch heute. Nur ist ein Unterschied.

Damals, in den ersten Zeiten, sah das Volk in allweg den Glauben bei denen, die sich zu ihm bekannten, bewährt durch die Tat. Die Christen waren ein Herz und eine Seele. Sie hatten alles „gemeinsam" insofern, als es des Reichen Freude war, dem Armen mit seinem Vermögen und seiner Person in edler Selbsthingabe zu dienen.

Das war die schöne Zeit der ersten Liebe. Niemals zuvor und nie wieder ward der Welt ein solches Schauspiel von Glaube und Liebe, Tat und Wahrheit geboten. Wie mannigfach auch die Stände, wie verschieden die Lebenslagen waren, die Liebe war gemeinsam, die Vermittlerin der Geister, der Klassen und Völker. Wer kann ohne tiefe Rührung und freudige Erregung die schönen Schilderungen über den Verkehr zwischen arm und reich lesen, wie sie sich im 7. Kapitel des bekannten Buches von Wiseman: „Fabiola oder die Kirche der Katakomben" finden. Der Glaube entfaltete damals seine ganze Energie in der sittlichen Umwandlung des Lebens. Die Liebe glühte und machte zu jedem Opfer willig und fähig. Und diese im Glauben tätige Liebe ist damals auch die große Missionarin für die Ausbreitung des Christentums gewesen.

Doch, wie in jeder Bewegung, so hat auch in der des Christentums die Zentrifugalkraft ihre Wirkung gehabt. Die äußere Gemeinschaft zwischen arm und reich im Gotteshause ist geblieben, aber die innere Lebensgemeinschaft ist gelockert, ja vielfach verloren gegangen. In der ersten christlichen Zeit hielten es die Reichen für eine Ehre, mit ihrem Besitztum und ihrer Person sich den Armen zu widmen, weil sie in ihnen den leidenden Erlöser sahen, wie später die hl. Elisabeth in den Wunden der Aussätzigen, die sie küßte, die Wunden des Heilandes fand.

Nur zu oft hat man auch in christlichen, in reicher, ungesorgter Lebenslage sich befindenden Kreisen wenigstens praktisch vergessen, daß das Wesen des Christentums nach der ethisch-sozialen Seite in der Selbstverleugnung und in der opferfreudigen, persönlichen Liebe und Hingabe an die Interessen der notleidenden Mitbrüder bestehe. Wie manchmal der Adel einen starken Strich zwischen sich und dem Bürgertum macht, so macht leider mancher Bourgeois einen Strich zwischen sich und dem armen Arbeiter und möchte wohl meinen, er vergäbe sich etwas und bekäme eine schmutzige Hand, wenn er sie einem Armen reiche.

Man hat vielfach die Religiosität zu sehr an die Peripherie gerückt, sie in mannigfache Gebetsübungen, Kirchenbesuch und Sakramentenempfang verlegt, sich in einer gewissen frommen Aesthetik gefallen und, sich damit zufrieden gebend, das Apostelwort zu wenig beachtet: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist dieses: Witwen und Waisen zu besuchen in ihrer Trübsal und sich unbefleckt bewahren in dieser Welt."

Dazu kam leider noch in Kreisen, die nach außen als besonders fromme erscheinen, ein Spiel mit allerhand phantastischen, religiösen Andächteleien, die einem ruhig und vernünftig Denkenden um so abstoßender erscheinen, je aufdringlicher, ja fanatischer sie sich Geltung zu verschaffen suchen.

Durch all dies hat die Religion und das Christentum seinen werbenden, gewinnenden Charakter und Einfluß bei einer großen Menge des Volkes verloren, ja sogar bei manchen aus diesen Kreisen ganz eingebüßt und statt Liebe Widerspruch und Abneigung hervorgerufen. Das ist begreiflich.

Das Volk will eben den Glauben, den man ihm verkündet, in seinen Wirkungen gegenständlich vor sich sehen, es will ihn mustergültig anschauen in einer ihm, seinen Kenntnissen und seinen Bedürfnissen entgegenkommenden Art. Nur ein Leben, das der Lehre entspricht, verbürgt dem Volke die Wahrheit der Lehre, die man ihm verkündet.

Nun aber stellt sich die Betätigung des Glaubens fast ausschließlich in tätiger Liebe, in opferfreudiger persönlicher Hingabe dar. „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, indem ihr einander liebet." Lebendige, persönliche Opfer will das Volk vor sich sehen; sein Gott und sein Glaube, das Christentum muß sich ihm handgreiflich ausweisen als etwas, was so hoch und fest steht, daß es sich dem Kleinsten und in das Tiefste hingeben kann, ohne sich selbst aufzugeben oder von seiner Größe etwas zu verlieren.

Schon rein an und für sich betrachtet, ward durch die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes der Menschheit eine Befreiung und eine Veredelung gegeben, die einer vollständigen Umwandlung und Verklärung glich. Denn durch diese Verbindung, die der eingeborene Gottessohn durch seine Herabkunft auf die Erde mit der menschlichen Natur überhaupt vollzog, ward sie zu höchstem Wert erhoben, alle Kleinheit, Not und Schuld fiel von ihr ab, ja selbst der Tod verlor seine Macht über sie. Und alle diese Seligkeit verdankte die Menschheit rettender göttlicher Liebe, die auch die schwersten Leiden und das Dunkel des Todes nicht scheute.

Und die christliche Ueberzeugung von der weltbeherrschenden Macht der Liebe war in Christus in einer Persönlichkeit verkörpert, die durch die Verbindung von kindlicher Schlichtheit und Heldengröße, von äußerer Dürftigkeit und innerer Hoheit, von zartester Innigkeit und weltbewegender Kraft, von jugendlicher Freudigkeit und gewaltigem Ernste einen so ergreifenden und nachhaltigen Eindruck auf die Menschheit machte, daß sie in dem anschaulichen Bilde, das in der schlichtesten Weise das Evangelium von dieser gottmenschlichen Persönlichkeit entwirft, nicht bloß seinen Bekennern, sondern auch denjenigen, die den Glauben an Christus als den Erlöser der Menschheit verloren haben, so nahe bleibt, daß sie sich des lehrenden und vorbildlichen Einflusses dieser Persönlichkeit noch heute nicht zu entziehen vermögen.

Ein Lied vom braven Mann.

Ein Kind lernt von geliebten Lehrern gern — Du aber sei ein Mann, auch von den Feinden lern'!

Dies sei als Motto hingeschrieben — Weil heute will der Federkiel — Von einem früheren Feind erzählen — Etwas, das mir gar sehr gefiel — Es wohnt' in einem armen Hause — Zu Köln ein alter, kranker Mann — Von Atemnot oft arg gequälet — Er kann sich fortbewegen kann — Er möge uns nun selbst berichten — Was ihm zu Hause ist passiert — Damit auch unsre Leser geben — Die Ehre dem, dem Ehr' gebührt. —

„Vor kurzem war's, an einem Abend — Da fällt mir aus der schwachen Hand — Die brennende Petroleumlampe — Und steckt den Boden rings in Brand — Ich weiß nicht, wie ich sollte retten — Mich in der Lage vor dem Tod — Hülfe! rief ich, Hülfe! Hülfe — Wer steht mir bei in meiner Not — Sieh da! die Tür wird aufgerissen — Drin steht ein Sohn von Engelland — Und schaut, voll Mitleid in den Zügen, — Mich hülflos in dem Zimmerbrand — Nur ein Moment: und seine Arme — Streckt kühn er nach mir Kranken aus — Und trägt behutsam und behende — Mich schweigend auf den Gang hinaus — Dann wirft er Decken auf die Flammen — Womit das Feuer er erstickt — Und wirklich, seiner klugen Ruhe — War schnell auch dieses Werk geglückt. —

Ich reicht' dem Retter meines Lebens — Voll Dankbarkeit die schwache Hand — Und sagt': Ich will auch für Sie beten — Sie wack'rer Sohn aus Engelland." —

Als heut ein Freund mir das erzählte — Da hat's in meiner Hand gezuckt — Ich ging nach Haus in dem Gedanken — Das war zu schön, es wird gedruckt. —

Treue Liebe.

Wenn sich zwei miteinander verheiraten, dann ist die erste Frage, die der die Trauung vornehmende Priester an die Brautleute stellt: „Erscheinen Sie hier freiwillig und ungezwungen, auch mit niemand anders zur Ehe versprochen, um sich mit der N. N. vor Gott dem Herrn und seiner hl. Kirche zu verehelichen?"

Die Frage ist noch lange nicht überflüssig, und wenn sie auch insofern bejaht werden kann, daß von einem Zwang nicht die Rede sein kann und der Schritt zum Altare freiwillig geschieht, so kommt es doch vor, daß, zumal die Braut, dem Drängen der Eltern nachgibt und einem das Jawort gibt und denkt, es wird schon gut gehen, obgleich ihr Herz, ihre Liebe eigentlich einem anderen gehört.

So ging es auch einem jungen Mädchen, der Lenchen, der Tochter des Bachbauern. Sie hatte sich, wenn auch ungern, des Vaters Willen, der aufs Geld sah, nach langem Sträuben gefügt, und war mit dem reichen Sohn des Steinbauern zum Pastor gegangen, die Aufrufe zu bestellen. Heute sehen wir sie auf ihrem Hochzeitsgang. Bräutlich geschmückt mit Schleier und Myrthenkranz schreitet sie neben dem großen Fritz, dem man ansieht, daß er weiß, er sei ein reicher Bauernsohn, einher.

„Wie gedrückt sieht die Lenchen aus?" sagte eine aus der Schar ihrer Altersgenossen, die an der Kirchtüre den Hochzeitszug erwarten. „So sehen alle Bräute an dem Tage aus", meinte das alte, lediggebliebene Annemariechen, „denn Heiraten ist ein schwer Ding und wie manch eine wäre noch vor dem Jawort zurückgetreten, wenn sie gewußt, was ihr die Zukunft an der Seite dessen bringen würde, mit dem sie jetzt für immer sich verbinden will." Lenchen aber ließ den Kopf hängen aus einem anderen Grunde. Sie mochte den Fritz wohl leiden, war er ihr doch immer freundlich entgegengekommen, aber eine besondere Neigung ihres Herzens gehörte doch dem Jägerfranz, dem jungen Forsteleven des Grafen N., der nahe dem Dorfe gelegene große Waldbesitzungen hatte. Obgleich die jungen Leute sich nur hie und da einmal flüchtig getroffen und nie Gelegenheit gehabt, sich miteinander auszusprechen, sodaß eigentlich keiner von beiden um des anderen Liebe so recht wußte, hatte doch auch Jäger Franz ein Auge auf Lenchen geworfen, und wie diese jetzt, Wehmut im Herzen, im Brautzug einherging, stand der Franz mit seiner Büchse oben am Rande des Waldes, lehnte traurig an einem Baum und schaute hinüber auf die Straße, in der sich der Zug der Kirche zu bewegte. Noch an dem nämlichen Abend kündigte Franz unter dem Vorwande, er wolle in seine Heimat nach Oesterreich zurück, dem Grafen, der ihn wegen seines Charakters und seiner Tüchtigkeit schätzte, seine Stellung. Es war ihm zu schwer, immer in der Nähe derjenigen zu sein, der sein Herz gehörte, die aber nun durch das hl. Band der Ehe eines anderen Gattin war.

Nicht lange nachher brach der italienische Krieg mit Bosnien aus und Jägers Franz mußte ins Feld. Nach einigen Monaten brachte der gräfliche Forster eines Tages in den Kreis der Bauern, die sich Sonntagsabends im Dorfkasino zusammenfanden, die Nachricht, der Franz, der wegen seiner Tapferkeit schon mehrere Auszeichnungen bekommen, sei in dem Augenblick, wo er einen schwer getroffenen Offizier hinter die Front tragen wollte, selbst von einer Kugel getroffen und schwer verwundet worden.

„Schade um ihn, wenn er stürbe", sagte der Dorfschmied, er war ein so lieber Kerl. „Wohl", meinte der alte Förster, „ich habe bis jetzt keinen Eleven gehabt, den ich so habe achten und schätzen lernen, wie den braven Franz."

Nur einer am Tisch verzog sein Gesicht zu höhnischem Lachen. Es war der Fritz Steinbauer, der Mann Lenchens. Er trank sein Glas aus und ging davon. Er mochte wohl auch fühlen, er passe nicht in die Gesellschaft, in die er auch heute nur zufällig gekommen war. Sonst trieb er sich, der ganz herunter gekommen war und sich dem Trunke ergeben hatte, in den gewöhnlichsten Schnapskneipen umher, wo er mit saubersten Kumpanen die Nächte durchtrank und durchkartete.

„Wie lange", sagte der Bürgermeister, als der Bauer weggegangen war, wird dessen Erbe noch aushalten, ehe es unter den Hammer kommt." „Ja", antwortete der Schmied, „lange kanns nicht dauern, ich sehe den Juden Mendel zu oft in den Hof gehen und lange dableiben."

„Niemand ist mehr zu beklagen", meinte der Förster, „als die arme Frau, sie hätte wirklich ein besseres Los verdient gehabt. Was würde der alte Bachbauer, der Vater Lenchens, dem er den Fritz, weil er der einzige Sohn des Steinbauern war, aufgedrängt hat, sagen, wenn er jetzt von den Toten aufstände und diese vernachlässigte Wirtschaft und in ihr den kommenden Ruin vor Augen sähe."

Und was die Männer ahnten, erfüllte sich nur zu bald. Nach einiger Zeit stand in der Zeitung: Gerichtlicher Verkauf: Auf Anstehen des Isaak Mendel werde der Steinhof, Aecker und alles Inventar: Pferde, Kühe, Ackergerät, Hausgerät an dem und dem Tage an den Meistbietenden versteigert. Und so geschah es, aber der Ertrag deckte kaum die Schulden.

Fritz ließ sich an dem Tage auf seinem Hof nicht sehen. Er saß im Wirtshaus und ertränkte im Branntwein seinen Schmerz. Er kam auch die Nacht nicht nach Hause, ein für seine Frau nicht auffallendes Vorkommnis. Als er aber auch am folgenden Morgen noch nicht zurück war, ging sie selbst zu der gewohnten Kneipe, wo sie hörte, ihr Mann sei gegen drei Uhr nachts nach Hause gegangen. Der Heimweg führte ihn an einen Wassergraben vorbei und nicht lange, so fand man ihn hier. Die Beine lagen noch auf dem Rasen, aber sein Kopf und Oberkörper im Wasser. Er war ertrunken.

Die arme Frau, Gott sei Dank war ihre Ehe kinderlos geblieben, zog von dem vergeudeten Gute und nahm bei einer Verwandten eine Stelle zur Stütze der Hausfrau an.

Eines Tages war große Freude im Dorfe. Der Jäger Franz war aus weiter Ferne zurückgekehrt. Seine Wunden waren geheilt, der alte Förster war gestorben und der Graf hatte dem früheren Eleven dessen Stelle angeboten. Er hatte seine erste Liebe nicht vergessen. Er sah die verwitwete Lenchen öfters auf dem Kirchweg, auf dem Felde, vor dem Hause. Freilich konnte sie bei solchen Gelegenheiten ihre Verlegenheit nicht verbergen und das Rot, das in ihre Wangen schoß, war ein verdächtiges Zeichen, daß sie den nunmehrigen Förster Franz wohl leiden möchte, und den schüchternen Dank für seinen freundlichen Gruß blieb sie ihm doch mit einem leuchtenden Blick nicht schuldig.

Daß die Geschichte mit einer Heirat endete, werden die Leser schon erraten. Und daß die Ehe eine sehr glückliche wurde, werden sie gerne glauben, es war ja die, wenn auch späte Blüte der ersten Liebe.

Die Schuhnot.

Als noch die Kriegszeit nicht war — Da galt als fein und gut — Wer trug, wenn auf die Straß er kam — Nur einen schönen Hut.

Drum legt' auch denn die Frauenwelt — Darauf den größten Wert, — Ein bunter, blumenreicher Hut — Wie war der nicht begehrt!

Und jede trug, um aufzufall'n — Ein anderes Fasson — Den Kümpchens-, Körbchens-, Tönnchenshut — Kornblumen drauf und Mohn.

Doch wie het in vier Jahren sich — Die ganze Welt gedreht — Anstatt, was auf dem Kopf man trägt — Steht man, worauf man geht.

Wer heut drum ganze Schuhe hat, — Der ist ein feiner Mann — Denn dadurch gibt zumeist er kund — Daß er noch zahlen kann.

Drum ist denn auch der Leute Blick — Gleich auf die Schuh' gericht' — Und da dann auch dem Auge kommt — Gar manches zu Gesicht.

Geflickt, gelappt, geflebt, genäht — Mit Plättchen unterlegt — Auf solchem Schuhwerk heutzutag — Die Welt sich fortbewegt.

Bei manchen auch ein Absatz fehlt — Auch wohl zeigt sich 'ne Zeh' — Die vorn durch einen Lederriß — Mal gern ins Freie sah.

So leise tritt manch einer auf — Das Leder ist so weich — Daß man am Klappern hören kann — Holz sei das Leder gleich.

Ich fürcht', wenn das so weiter geht — Wir kommen auf die Strümpf — Zuletzt ist gar, wie's vorhem war — Das Vorschuhgehn kein Schimpf.

Ihr reichen Leut von Engelland — Geht uns doch wieder Schuh' — Und wenn ihr meint: „Nun, macht sie selbst" — So gebt uns doch die Kuh.

Denn bringt die Kuh im Stalle erst — Uns Milch und Butter süß — Dann bringt auch ihre große Haut — Uns Schuhe an die Füß.

Aus dem Tagebuche eines frommen Kommunionkindes.

VI.

Heute habe ich die hl. Kommunion für unsern geliebten hl. Vater Papst Pius IX. aufgeopfert. Er starb am 7. dieses Monats, betrauert vom ganzen katholischen Volke, für das er sowiel getan hat. Gott gebe, daß die neue Wahl einen ebenso guten und würdigen treffe, der seine Herde sicher geleitet im wahren Glauben, in Ruhe und Frieden zur wahren Heimat, zum himmlischen Jerusalem. Welch einen herrlichen Tag haben wir heute, wie lieblich strahlt der Sonne Glanz, wie ruhig ist die Luft! Wie schön, wie wohltuend war doch der Spaziergang, den ich diesen Morgen in der Frühe so mutterseelenallein machte. Wie lieblich und friedlich war alles um mich her! Wie hell und freudig klang der Schall der Sonntagsglocken von allen Seiten zu mir herüber! Wie gut und wie innig konnte ich mich so in der freien Natur mit meinem Jesus unterhalten und ihm alles, alles sagen. Es tut mir doch so leid, daß ich nicht mehr wie sonst jeden Tag zur hl. Messe gehen darf. Doch bin ich jetzt bald wieder ganz gesund und stark, bis zur nächsten Woche wird's gewiß wieder gehen. Es ist doch etwas ganz anderes, wenn ich früh morgens hinauseile zur Kirche, zum stillen Tabernakel, wo mein Heiland meiner doch schon wartet, wo er mich mit seinen Segnungen überschüttet. Wer weiß, wie oft mir dies große Glück noch vergönnt ist? — O laßt mich, laßt mich zieh'n! Bei dir, o Jesus, ist all mein Glück! O segne mich, verlaß mich nicht!

* * *

N . ., den 6. März 18 . .

Am 20. Februar schon wurde ein neuer Papst gewählt; es ist Leo XIII. Möge der liebe Gott ihn so reichlich segnen, wie er seinen Vorgänger, Pius IX., gesegnet hat. Wir alle wollen treu zu seiner Fahne, zur Fahne Jesu Christi stehen und als treue, gehorsame Kinder der kathol. Kirche leben und sterben. Heute nun ist Aschermittwoch, ein gar ernster, feierlicher Tag. Das ist er nun wohl immer. Doch nie ist er mir so wichtig, so feierlich vorgekommen, wie eben in diesem Jahre. Welcher Kampf wogt nun schon seit acht Tagen in meiner Brust! Es war mir, als sollte heute alles zur Entscheidung kommen. Das ist nun wohl nicht eingetroffen; doch bin ich nach der hl. Kommunion, nach der mit inniger Andacht beigewohnten hl. Messe ruhiger geworden. Himmlischer Friede und ein stilles Glück sind wieder in meine Seele eingekehrt. Ach, wenn ich dich nicht hätte, o mein Jesus, wenn ich dir nicht all mein Leid klagen könnte, wenn du mich nicht tröstetest, wenn du mich nicht ermutigtest, — zu wem sollte ich denn fliehen in meiner Not! Ich bitte dich, o mein Jesus, erhöre mich in meinem Anliegen! Du kennst es ja, hilf mir! Du hast mir einen guten Führer gegeben, erleuchte ihn, damit er mir sage und ich tue, was Recht ist. Du kennst meinen guten Willen, liebster Jesus, so gib mir denn, ich bitte dich inständigst, auf die Fürbitte deiner guten Mutter Maria, des hl. Josephs und des hl. Aloysius die Gnade, deinen hl. Willen klar zu erkennen und dann auch Mut und Kraft, ihn klar auszuführen. Was alles mich in den letzten Tagen bewegte, was in mir vorgegangen, will ich diesem Papiere nicht anvertrauen, obgleich bis jetzt niemand einen Blick in dies Buch geworfen. Niemand ahnt auch, was ich darin niederschreibe. Ich weiß eigentlich selbst nicht, warum ich das alles, all meine Gefühle, in Worte ausdrücke. Es freut mich aber doch, wenn ich das Buch zuweilen durchblättere und ich mich der guten Vorsätze erinnere, welche ich zu verschiedenen Zeiten gemacht habe. Heute am Aschermittwoch werde ich wiederum gewahnt, daß alles vergänglich, alles Irdische nur Staub und Asche ist. Darum erhebe dich, meine Seele, hebe dich empor aus dem Staube dieser Erde und schaue auf deinen Erlöser hin, auf sein hl. Kreuz. Er wird dir helfen, vertraue auf ihn. Er verläßt die Seinen nicht. In seinem Kreuze wirst du siegen.

* * *